

Ende eines Blütenwunders - Rückkehr des Föhrenwaldes

von *Raimund Fischer*

Gar nicht so selten wird in den Medien von verheerenden Waldbränden aus fernen Ländern berichtet. Als interessierte Zuseher beeindruckt uns die zerstörerischen Kräfte des Feuers, das rasche Umsichgreifen der Flammen und vor allem der oft aussichtslose Kampf des Menschen gegen die Urgewalt des Feuers. Für die Entstehung von Waldbränden gibt es eine ganze Reihe von Ursachen, die entweder auf die Natur selbst oder auch auf menschliches Fehlverhalten – auf Fahrlässigkeit – zurückzuführen sind.

Wer einmal einen Waldbrand selbst erlebt hat, wird das schreckliche Erlebnis sein Leben lang nicht vergessen, besonders dann nicht, wenn der persönliche Besitz in Gefahr geraten ist. Dass nach dem Erkalten der Asche die Natur selbst für einen Neubeginn des Lebens Sorge trägt, ist eines der vielen Wunder dieser Erde.

Im Jahrbuch 1992 des Vereins zum Schutz der Bergwelt wird von einem Brand eines Schwarzföhrenforstes nordwestlich von Wiener Neustadt und vom darauffolgenden Aufbruch des neuen Lebens berichtet. Die räumliche Nähe des Brandherdes – und die reichlich verfügbare Zeit eines Pensionisten – machten es dem Autor möglich, die Neubesiedlung der 40 ha großen Brandstelle, das natürliche Ablösen der entstehenden Pflanzengesellschaften durch nachfolgende, sukzessiv zu erleben.

Im folgenden Beitrag wird die Etablierung der vorläufig letzten Sukzession, das Wiederentstehen des ursprünglichen Waldes geschildert, wobei die menschliche Einflussnahme durch Einbringen einer fremden Nadelholz-Art (Griechische Tanne) geringfügig und ohne nachhaltige Wirkung geblieben ist.

Vom Autor wird auch der Versuch unternommen, die einzigartige Schönheit der Schwarzföhrenlandschaft am Nordostrand der Alpen, nicht zuletzt durch die beigegebenen Abbildungen, ins rechte Licht zu rücken, wobei einer mentalen Betrachtungsweise des Lebewesens "Pflanze" der Vorzug gegeben wird.

Zur Erinnerung

Im Jahrbuch 1992 des Vereins zum Schutz der Bergwelt wurde das Entstehen eines "Blütenwunders als Folge eines Brandes in einem Schwarzföhrenwald" geschildert. Es lohnt sich, diesen Flecken Erde nach fast 20 Jahren wieder aufzusuchen, um das Wirken der Natur, das nahezu frei von jeglichem menschlichen Einfluss geblieben ist, in Augenschein zu nehmen. Die stürmische Inbesitznahme der vom Brand gerodeten Waldflächen in den folgenden Jahren bis etwa 1990 durch blühfreudige Gewächse kann auf den Seiten 131 bis 174 jenes Jahrbuches in Wort und Bild nacherlebt werden.

Der Brand war durch das Abschießen von Feuerwerkskörpern während der Silvesternacht in unmittelbarer Umgebung des vollkommen trockenen Waldgeländes angefacht worden. Zunächst war es nur ein kleinflächiger Schwelbrand, der sich langsam in die ausgetrocknete Krautflur und Nadelstreu eines Waldrandes hineinfraß, und von niemandem bemerkt worden war. Erst am Neujahrmorgen, als ein stürmischer Wind aufgekommen war, stand der gesamte Wald lichterloh in Flammen. In wenigen Stunden fielen dem Brand 40 Hektar Schwarzföhren zum Opfer. Zahlreiche Feuerwehren dämmten die Flammen entgegengesetzt zur Windrichtung ein, das

Ende des Feuers war aber vor allem dem Nachlassen des Windes zu verdanken. Der rasch dahineilende Brand hatte sowohl die Baumkronen als auch die Gewächse und das auf dem Boden umherliegende Altholz erfasst (Abb. 1).

Das typische Vegetationsbild des Schwarzföhrenwaldes "Auf dem Hart" bei Markt Piesting nahe bei Wiener Neustadt (Niederösterreich) zeigt Abb. 2.

Neubeginn des Lebens

Wie sich in den Jahren darauf herausstellte, war es nach dem Abtransport der verkohlten Stämme zu einem intensiven Wachstumsschub krautiger Pflanzen gekommen. Neben der Zerstörung des Bodenumus zeigte sich auch etwas Positives: die Keimung unzähliger, im Boden ruhender Samen war durch das Feuer stimuliert worden. In den folgenden Monaten und Jahren sprossen aus dem kohlrabenschwarzen Boden eine Fülle grüner Gewächse (Abb. 3 u.4). Der mineralisierte Boden ließ in rascher Folge bodenständige Pflanzen wachsen. Auch Pflanzen mit flugfähigen Samen aus Nah und Fern fanden ideale Keimbedingungen vor. Das anfänglich üppige Wachstum und die rasche Vermehrung der krautigen Pflanzen waren eine Folge des großen Nährstoffangebots in der vorhandenen Asche. Der immense Blütenreichtum, der in den späten 80-er Jahren besonders auf besagter Brandstelle zu beobachten war, ist nach Ansicht des Autors auch auf einen radioaktiven Niederschlag zurückzuführen, der in den letzten April- und ersten Maitagen 1986 vom Reaktorunfall in Tschernobyl seinen Ausgang genommen hat. Kühler Nordostwind brachte in diesen Tagen wiederholt geringfügige, wenig ausgiebige Niederschläge über den Wienerwald und den Nordostrand der Alpen. In der Folge konnten hier allorts, z.B. auch auf dem Eichkogel bei Mödling und den Hainburger Bergen, eine starke Vermehrung der krautigen Pflanzen und ein so üppiger Ausbau ihres Körpers wie kaum jemals zuvor beobachtet werden. Der begrenzte Fall-out des radioaktiven Niederschlages verlor in der Mitte der Neunziger Jahre seine nachhaltige Wirkung. Im Jahr 1993 endete fast jäh das üppige Blühen, der "Normalzustand" des Vegetationsverlaufs war wieder hergestellt.

Der Wald eroberte am Beginn der 90-er Jahre sein verloren gegangenes Terrain wieder zurück (Abb. 5) und unterdrückte die großflächigen Bestände von krautigen Pflanzen mit ihren landschaftsbestimmenden Blütenfarben, die z.B. von einer Unzahl von Teufelskrallen (blauviolett), Duft-Schöterichen (gelb), Nordischen (weiß) und Goldgelben Labkräutern, Alant-Arten (gelb) und von der Massierung des Grauen Löwenzahns (gelb) und des Deutschen Backenklees (weißlich) hergerührt haben (Abb. 3,4,11). Sie finden sich von nun an nur mehr vereinzelt oder in kleineren Verbänden zerstreut in den sonigen Lücken der größer werdenden Schwarzföhren und auf steileren Felspartien vor, die ein Aufkommen der Bäumchen erschweren und verzögern. In den 90-er Jahren versuchte das zuständige Forstamt auf dem noch gehölzfreien Boden den Anbau von Griechischen Weißtannen (*Abies cephalonica*). Ob es ein ernsthafter Versuch war, ein fremdes Gehölz im Klimabereich des Schwarzföhrengebietes heimisch zu machen, kann aus der Warte des Beobachters nicht beurteilt werden. Der aus den Wäldern des Mittelmeergebietes stammende Baum liebt schattige, milde und frostfreie Standorte, die er allerdings hier nicht vorfinden konnte. Die Griechische Tanne ist zwar raschwüchsiger als die heimische Weißtanne (*Abies alba*) und auch widerstandsfähiger gegenüber Hitze. Schon ab dem ersten Winter fanden die Rehe Gefallen an den Nadeln der halben Meter hohen Bäumchen. Und im darauffolgenden Frühling stürzten sich winzige Pflanzensauger auf die jungen, grünen Nadelspitzen. Das Experiment musste bei so vielen Widersachern fehlschlagen. Bäume sind nun einmal mit dem Klima ihres Herkunftslandes eng verbunden. Sie sind das Produkt einer Jahrtausende währenden natürlichen Auslese unter bestimmten klimatischen Verhältnissen. Ihre Anpassungseigenschaften sind auch erblich verankert. Vertreter der gleichen Baumart lassen allein schon in unterschiedlichen Klimaten differenzierte Lebensweisen erkennen. Schwarzföhre und Griechische Tanne stellen nun einmal sehr unterschiedliche Ansprüche ans Leben. Auf beschatteten Plätzen in den angrenzenden alten Föhrenbeständen existieren noch immer in der Entwicklung zurückgebliebene Griechische Tannen, die praktisch das Höhenwachstum eingestellt haben (Abb.6). In der Umgebung haben inzwischen die auf-

strebenden jungen Schwarzföhren die ortsfremden Nadelbäume im Höhenwachstum überholt (Abb.7). Ihre geflügelten Samen waren durch den Wind auf ihren jetzigen Lebensstandort gelangt. Jeder Baum rund um die Brandstelle spendete eine Vielzahl der geflügelten Samen. Ohne Zutun des Menschen ging die Saat flächendeckend auf dem Boden der Feuersbrunst wieder auf. Ihre Ansprüche stehen mit den standörtlichen Gegebenheiten in harmonischem Einklang (Abb.7,8). Der Versuch, einige besonders eindrucksvolle Kleinbiotope mit trockenheitsliebenden Steppenpflanzen unter Natur- oder Biotopschutz stellen zu lassen, schlug allein schon deshalb fehl, weil die aggressive Inbesitznahme des Bodens durch die jungen Schwarzföhren den steppenähnlichen Charakter der Biotope veränderte. Allein der farbenprächtige Rasen mit den unzähligen weißen Blütenrädern des Wald-Windröschens (*Anemone sylvestris*) verschwand schon nach wenigen Jahren unter den sie bedrängenden Ästen der dicht aufkommenden Schwarzföhren. Die Ansicht des Forstmannes, "Was Wald gewesen ist, muss wieder zu Wald werden", hatte ihre volle Berechtigung.

Der Jungwald und seine pflanzlichen Mitbewohner

Kaum 1 m hoch geworden, raubten die kompakt kegeligen Kronen der gesund wirkenden Nadelbäumchen der Masse der krautigen Pflanzen ihren Lebensraum. Sie fanden auf dem vorübergehend eingebüßten Boden ideale Wachstumsverhältnisse vor. Ihre anfänglich geringfügigen Trockenschäden, im Hochsommer durch steil einfallende Sonnenstrahlen und wochenlange Trockenheit verursacht, wurden in den Regenfällen des Herbstes wieder wettgemacht. Die langen, kräftigen, derbhäutigen Nadeln der Schwarzföhre vermögen lange Zeit große Mengen Niederschlag zu speichern. Das Längenwachstum des Stammes nimmt besonders in den ersten 20 Lebensjahren zu. Gegenwärtig beträgt die durchschnittliche Höhe der 18 Jahre alten Föhren 2,50 m bis 3 m. Sie sind vom Grund auf beastet, berühren sich gegenseitig und bilden einen geschlossenen, dichten, grünen Pulk (Abb. 9). Noch gelangt durch das Geäst genügend Licht und Luft bis zu den untersten Ästen. Die

Blumen- und Blütenpracht des Bodens, wie sie sich in den ersten 5 Jahren nach dem Brand offenbarte, ist verschwunden. Die Kräuter haben gänzlich eingezogen, die Wurzelstöcke und Stämmchen sind eingegangen, nur ihre letzten Samen verharren im und am Boden bis zur nächsten Keimgelegenheit, die Jahre bis Jahrzehnte auf sich warten lassen wird. Die kräftigen Jungföhren engen auch den Lebensraum der wenigen Sträucher derart ein, dass diese ihr Geäst kaum in gewohnter Manier entfalten können. Berberitze, Weißdorn, Roter Hartriegel, Kornelkirsche und Wolliger Schneeball, die zuerst in den Furchen Fuß gefasst haben, die den Griechischen Tannen das Anwachsen erleichtern sollten, vegetieren bloß zwischen den festen und elastischen Ästen. Die Dichte des noch niedrigen Kronendaches lässt das Aufkommen einer regulären Strauchschicht nicht zu. Erst wenn die Schwarzföhren älter und höher werden, sterben von unten her die Aststockwerke ab. Eine vorzunehmende Auslichtung ließe wieder mehr Licht bis zum Boden vordringen und würde günstigere Voraussetzungen für die Entwicklung einer Strauch- und Krautschicht, bzw. Grasnarbe schaffen. Allerdings lässt hierorts eine solche Auslichtung und Verdünnung der dicht nebeneinander stehenden Stämme auf sich warten, was den Zuwachs an Holz verzögert.

Gegenwärtig finden sich zumeist in der Randzone der dichten Pulks, dort wo sie mit den Hochstämmen der vom Brand verschonten Bäume zusammenstoßen, kleine Bäume, wie z.B. Zitterpappel, Birke, Flaumeiche, Steinweichel, Mehlbeere und Salweide vor. Sie setzen sich in ihren bescheidenen Ansprüchen an den Boden durch und ziehen von den benachbarten Föhren auch noch ein wenig Nutzen. Sie genießen in deren partiellen Schatten Windschutz, bekommen in Trockenperioden ein wenig Boden-, und vermehrt auch Luftfeuchtigkeit ab. Hervorzuheben wäre die Salweide (*Salix caprea*), die hier allorten eingesprengt ist und dank ihrer Genügsamkeit mit jeder Bodenbeschaffenheit zurechtkommt. Nur hat sie im Bereich der eng stehenden Föhren nicht die Chance zu ungehinderter Entfaltung, auch sie bleibt nur ein Einsprengling.

Der Elsbeerbaum (*Sorbus torminalis*), der im Schwarzföhrengebiet beachtliche Größe erreichen

kann, kommt im "Neuwald" lediglich als Kümmerform vor. Er setzt sich auch deshalb gegen die Schwarzföhren nicht durch, weil das reichlich vorhandene Rotwild schon während des Sommers die jungen Zweige, Blätter und den Knospenansatz reduziert.

Auf kleinräumigen, südseitigen Felspartien steht der Föhrennachwuchs sehr schütter, wodurch die standorttypischen Zwergsträucher gute Entfaltungsmöglichkeiten vorfinden. Sie schmiegen sich dicht dem Boden an, wie z.B. die rosaroten Blütenpolster der Steinröschen (*Daphne cneorum*) und die verästelten Kriechzweige mit den sattgelben Schmetterlingsblüten des Haarigen Ginsters (*Genista pilosa*) (Abb. 10). Sie haben geländebedingt durch das Bodenfeuer wenig gelitten. Eine besondere Erwähnung verdient der Deutsche Backenklees (*Dorycnium germanicum*), ein 15 bis 40 cm hohes Halbsträuchlein, ebenso aus der Familie der Schmetterlingsblütler. Es eroberte mit seinen weißblühenden Polstern etwa 10 Jahre nach dem Brand aggressiv die gesamte Fläche und ließ alle anderen Pflanzen, auch die jungen Föhren, zwischen seinen dominierenden Blütenbüschen verschwinden – ein unvergessliches Phänomen (Abb. 11). Bibernellblättrige Rose (*Rosa spinosissima*) (Abb. 12) und Felsenbirne (*Amelanchier ovalis*) (Abb. 8), die als typische Begleiter des Föhrenwaldes gelten, haben durch den Brand kaum Einbußen erlitten. Die Bibernellrose, auch Reichstachelige Rose, ist ein koloniebildender Zwergstrauch, der 10 bis 50 cm hoch wird. Die kurzen Blütenzweige sind mit derben, geraden bis leicht gebogenen Stacheln besetzt. Die Triebe tragen außerdem viele Nadelstacheln und Stachelborsten, die in Bodennähe besonders dicht stehen. Die mattgrünen bis rötlich überlaufenen Blättchen von breitelliptischer bis fast runder Form (jedes unpaarige Blatt 5- bis 7-zählig) sind für die Gattung *Rosa* relativ klein und haben einen einfach gesägten Rand. Nebenblätter unscheinbar, am Grund des Blattstiels mit spitzen, gespreizten Öhrchen sitzend. Die rahmweißen Blüten einzeln an kurzem Stiel, haben einen Durchmesser von 3-5 cm. Die Frucht ist eine kugelige Hagebutte von purpurschwarzer Farbe, 5-15 mm dick, mit 1 cm langen, lanzettlichen, steil aufwärtsgerichteten Kelchblättern. Das Vorkommen in Österreich ist auf den Westrand des pannonischen Gebie-

tes beschränkt. Die Verbreitung reicht von Europa bis Westsibirien.

Die Felsenbirne (*Amelanchier ovalis*) wird 1 bis 3 m hoch, ihre straff aufrechten Zweige schmücken sich bereits vor Laubausbruch mit schneeweißen Blüten, die an das Aussehen von Edelweiß erinnern ("Edelweißstrauch"). Sie bevorzugt magere und kalkreiche Böden in Südlagen und ist ein Element submediterran-präalpischer Verbreitung. Seine kugeligen, schwarzblauen Früchte sind süß und schmackhaft, sie werden schon früh im Sommer von Drosseln und Ammern abgeräumt.

Äußerst bescheiden nehmen sich die kleinen, noch immer strauchförmigen Flaumeichen (*Quercus pubescens*) aus. Sie haben durch das Bodenfeuer alle oberirdischen Teile, Stämme und Zweige eingebüßt. Obwohl sie klimatisch und bodenmäßig gut angepasst sind, bleiben sie infolge ihres geringen Holzzuwachses hinter den robusten Föhren zurück. Am besten ist die aus dem Mittelmeergebiet stammende Flaumeiche im Frühling zu erkennen, wenn ihre jungen Triebe und Knospen von einem dichten, grauen Haarflaum überzogen sind. Alle Laubgebüsche treten nur sporadisch auf und vermögen selbst in der lockeren Übergangszone zwischen Jung- und Altwald keinen "Waldmantel" zu bilden. Deutlicher ausgebildet ist ein "Waldsaum" aus krautigen Pflanzen, die durch das rasch hinwegeilende Bodenfeuer ihre unterirdischen Wurzelstöcke oder Knollen nicht eingebüßt haben. In diesem Bereich blühen nach wie vor Schwalbenwurz (*Vincetoxicum hirundinaria*), Dolentraubige Wucherblume (*Tanacetum corymbosum*), Heilwurz (*Seseli libanotis*), Hirschwurz (*Peucedanum cervaria*) und einige Orchideen-Arten, die dem Schwarzföhrenwald eigen sind, z.B. Waldhyazinthe (*Platanthera bifolia*), Braunrote Stendelwurz (*Epipactis atrorubens*), Schwertblättriges Waldvögelein (*Cephalanthera longifolia*), Rotes Waldvögelein (*Cephalanthera rubra*) und Pyramidenorchis (*Anacamptis pyramidalis*). Diese Staudenarten führen in diesem Bereich ein eigenständiges Dasein, das sie einem besonderen Strahlungsklima verdanken. Zeitweilig stehen sie voll im Sonnenlicht oder im Schatten der noch kleinwüchsigen Nadelbäume oder Strauchgehölze. Im Laufe des Tages ändert sich abrupt ihr Mikroklima, es schwankt zwischen dem

des Freilandes und dem des Waldes. Die Luftfeuchtigkeit an besonders ausgesetzten Bodenkanten ist geringfügig, was sich in kümmerlichem Wuchs und geringer Blühfreudigkeit äußert.

Gräser (und Moose) als Bodendecker des Waldes

Wie in den alten Föhrenbeständen ist auch überall auf den ehemaligen Brandflächen das Kalk-Blaugras (*Sesleria albicans*) gegenwärtig. Schon im März beherrscht es mit seinen sehr früh zu blühen beginnenden blaugrünen Horsten die Verbandslücken. Seine zähen Wurzeln mit reichlichen Ausläufern sitzen fest im Kalk- und Dolomitboden; als Bodenpionier bereitet es für anspruchsvollere Arten feinerdreichere Substrate. Es erträgt schadlos die Kälte des Winters und die Hitze des Sommers. Keineswegs kann man das Blaugras als eine wärmeliebende Grasart bezeichnen. Es ist äußerst lichthungrig. Seine Fruchtstände können bis in den Sommer hinein zwischen den krautigen Pflanzen beobachtet werden. Die Verbreitung des Blaugrases reicht hinauf bis in die alpine Stufe, wo es als Schuttstauer von großer Bedeutung ist. Völlig schadlos hat die Erdsegge (*Carex humilis*) den Brand überstanden (Abb. 13). Die gegen Hitze und Kälte resistente Grasart hatte lediglich ihre kurzen Halme eingebüßt, schon nach 2 Monaten trieben die kompakten Horste, die vielfach an eine Glatze mit Haarkranz erinnern, Halme und Blütenstängel aus. Die Erdsegge ist ein typischer Trockenheitszeiger, der bei geringem Stickstoffbedarf eine ausgesprochene Vorliebe für dichte Kalkböden erkennen lässt. Sie findet sich nur im Randbereich geschlossener Föhrenbestände und auf dichten, lehmigen Böden von Fahrwegen. Ein bescheidener Reichtum an Gräsern ist charakteristisch für den Schwarzföhrenwald. Sie bilden keine geschlossene Narbe, sondern reihen ihre Horste lose aneinander. Honiggras (*Holcus mollis*), Land-Reitgras (*Calamagrostis epigejos*), Trifthafer (*Avenochloa pratensis*), Fieder- und Wald-Zwenke (*Brachypodium pinnatum* und *B. sylvestris*) und das Nickende Perlgras (*Melica nutans*) gehören dazu. Während des Sommers fallen sie nicht sonderlich auf. Im Oktober und November, wenn es gelegentlich schon Frühfröste gegeben hat,

sind Halme und Blätter der Gräser bunt gefärbt, sie lassen den Waldboden zum letzten Mal in den Farben Gelb, Orange, Rot und Rotbraun aufleuchten, wodurch eine zauberhafte Stimmung entsteht (Abb. 14). Die alten Föhrenstämme stehen so dicht beisammen, dass ihre Kronen am Stammende – aus nur wenig verzweigten Ästen bestehend – sich gerade noch berühren. Ihre Kronen sind locker genug, um genügend Licht einfallen zu lassen, das den Gräsern zum Ausbau von Blüten und Reifen ihrer Früchte reicht. Das ständige Streben der Föhren nach Licht fördert ihr Längenwachstum, nur die lichtempfangenden, obersten Äste vermögen ihr Nadelkleid zu erhalten. Die unteren Äste verlieren es mit zunehmendem Alter, sterben allmählich ab, um nach geraumer Zeit durch Wind und Wetter vom Stamm gefegt zu werden. So kommt es, dass im Herbst die vom Nebel und Regen durchnässten Stämme mit fast schwarzer Borke hochgewachsen und astlos bis zur flachen Krone dastehen (die Kronenhöhe beträgt etwa ein Fünftel der Stammhöhe). In dieser Stangenform erinnern sie kaum mehr an ihre freistehenden, jugendlichen, bis unten beasteten Artgenossen (Abb. 7). Der hiesige Schwarzföhrenwald war vor etwa 200 Jahren an Stelle eines geschlägerten Rotbuchenwaldes angelegt worden, der Flurname "Auf dem Hart" erinnert noch daran. Der Boden unseres Schwarzföhrenwaldes vermag selbst noch in düsteren Novembertagen dank seiner kräftigen Farbtöne zauberhafte Stimmungen hervorrufen. Zu den farbenprächtigen Halmen gesellen sich die immergrünen Zweiglein des Zwergbuchs (*Polygala chamaebuxus*), die neben den ovalen Blättchen bereits die hellen Knospen der künftigen Blüten tragen. Herbstliche Farbtöne und frühlinghaftes Grün in enger Vergesellschaftung – das ist nur einer von vielen anmutigen Zügen eines Schwarzföhrenwaldes am Nordostrand der Alpen.

Der Vollständigkeit halber verdient ein felsiger Boden eines Weißföhrenbestandes im südlichen Niederösterreich besondere Erwähnung. An der Nordwestflanke des Kohlberges (703 m) findet sich auf schiefrigen Böden ein geschlossener Bestand von Weißmoos (*Leucobryum glaucum*) vor (Abb. 15). Die kompakten Polster erreichen Durchmesser bis 1 m und zieren durch ihre feine Struktur und ihren ungewöhnlich hübschen Farbton den kargen, sauren

Waldboden. Sie speichern viel Wasser und geben es in Trockenperioden an Boden und Luft ab. Im Schwarzföhrenwald, der über kalkhaltigen Böden stockt, findet sich das Weißmoos nur selten auf eingesprengetem, saurem Gestein oder über dichtem Nadelstreu vor.

Die Zykklame, ein Juwel des Waldbodens

Eine Bodenpflanze ganz besonderer Art, die sich im Schwarzföhrenwald den schwankenden Klima- und Bodeneinflüssen gewachsen zeigt, ist die Zykklame oder das Alpenveilchen (*Cyclamen purpurascens*) (Abb. 16). In Bestimmungsbüchern zumeist als ein Element der Buchen-Tannenwälder angegeben, kommt es im Halbschattenbereich der Schwarzföhren gar nicht selten vor. Man erkennt es bereits an seinem wundervollen Duft, wenn es selbst noch gar nicht sichtbar ist. Zykklamen sind Individualisten, haben im Aussehen etwas Vornehmes an sich, leben gesellig unter ihresgleichen und bedürfen keineswegs anderer Pflanzengesellschaften, der sie sich zuordnen lassen. Hier bereitet die Zykklame ihre dunkelgrünen, weißgefleckten Blätter mit der tiefpurpurnen Unterseite inmitten einer lockeren Buschgruppe aus, dort ruhen ihre unterirdischen Knollen im dichten, von Fahrzeugen festgefügteten Boden eines mit Nadelstreu bedeckten Waldweges. Die Blätter schließen sich je nach Feuchtigkeitsgehalt des Standortes zu einer mehr oder weniger dichten Rosette zusammen, um jene Menge Feuchtigkeit zu wahren, die ein Blühen erst möglich macht. Aus ihr sprießen die gebogenen Stängel mit den leuchtend karminroten Blütenblättern hervor. In zurückgebogener Haltung wird eine leichte Drehung vollzogen, die den vollen Lichtgenuss sicherstellt. Es ist kein Wunder, dass diese eigenwillig geformten Blüten, von zartem und süßlichem Duft umgeben, ein Objekt der Begierde für alle BlumenpflückerInnen sind.

Persönliches Resümee

Zu allerletzt will ich von der großen Erlebnisfreude berichten, die ich fast zwei Jahrzehnte lang beim Besuch dieses Fleckens Erde empfunden habe und noch empfinde. Da ich nur wenige Gehminuten

davon entfernt wohne, habe ich diesen Wandel der Landschaft von einer wüsten Brandstelle in einen Garten Eden hautnah erlebt. Das Kommen und Vergehen der Arten, ihre Massierung zu bestimmten jahreszeitlichen Bedingungen, das plötzliche und vorübergehende Erscheinen von ortsfremden Arten, all das schlug mich in den Bann, schenkte mir ungeahnte Lebensfreude. Langjährige Beobachtungen mit Kamera und Notizblock erforderten reichlich Zeit, die ich mir gern genommen habe. Das tagtägliche Leben war erfüllt von der Bewältigung selbstgewählter Aufgabenstellungen, die sich von der Rhythmik der Natur herleiteten. Wer naturbegeistert ist, findet selbst vor der eigenen Haustür Gelegenheit zu eindrucksvollen Naturerlebnissen. Das Aufsuchen markanter Pflanzen und ihrer Standorte in der nahen Umgebung ist für mich zu einem Ritual geworden. Jahr für Jahr wartet der mir bereits bekannte Pflanzenstock, Strauch oder das Bäumchen mit einem neuen Detail seines Erscheinungsbildes auf, wodurch sich mein Erinnerungsbild erweitert. Es ist keineswegs nur ein flüchtiges Betrachten, sondern ein genaues Registrieren von Veränderungen, dem mein Interesse am Schicksal der Pflanzenpersönlichkeit zu Grunde liegt.

Deshalb schmerzte es mich gelegentlich, wenn ich im Laufe der Jahre Zeitgenossen beobachten musste, denen einfach der Sinn für das von mir so geschätzte Naturobjekt vollkommen fehlte. Ich fühlte mich als ihr verantwortlicher Beschützer, der den gedankenlosen Umgang mit den Naturgeschöpfen nicht dulden konnte. Die Unzahl von Blüten lockten in den späten achtziger Jahren neben vielen Blumenfreunden auch Schmetterlingssammler an, die schlimmsten Feinde "meines" Biotops. Bis zu 60 verschiedene Arten hat der Eifrigste unter ihnen für die Stecknadel Sammlung seines unmündigen Sohnes mit dem Netz zusammengerafft, eine Horrormeldung für einen einfühlsamen Naturliebhaber.

Noch ein weiteres Beispiel für Naturfrevler: Da gab es auf der weiten öden Fläche vom Anbeginn an, gleich im 1. Frühling nach dem Brand, zunächst nur 2 Stücke Kuhschellen-Arten, die in der verbrannten Erde erste Blüten aufsteckten. Die Große Kuhschelle (*Pulsatilla grandis*) stand etwa 3 m abseits vom Fahr-

weg, die Schwarze Kuhschelle (*Pulsatilla pratensis* subsp. *nigricans*) mit einer einzigen Blüte direkt auf dem Fahrweg innerhalb der Fahrrinnen. Sie wuchsen im Laufe der Jahre zu kräftigen Stöcken heran, ein ganzes Jahrzehnt hindurch bauten sie ihre Wurzelstöcke aus und mehrten ihre Blüten. Zuletzt öffneten sich dichtgedrängt und aufrecht ca. 60 (!) hellviolette "Osterglocken" auf ein und demselben Stock; bis etwa 2 Dutzend schwarzvioletter, nicken der Glocken hatte es der andere Stock gebracht. Voll Neugier wollte ich 2 bis 3 Wochen nach der Blüte erkunden, wie sich denn die 60 Fruchtstände mit den silberhaarigen, verlängerten Griffeln auf kleinstem Raum in Szene setzten – mir schwebte eine sensationelle fotografische Aufnahme vor Augen. Am Standort erlebte ich jedoch eine herbe Enttäuschung: Der Kuhschellenstock war während seiner Blütezeit brutal ausgegraben worden. Schmerz lass nach! Auch der andere prächtige Stock mit den dunkelvioletten, filzig behaarten Blüten war dem "Wüstling" eine Woche später zum Opfer gefallen. Ich fühlte mich elend und verwünschte den barbarischen "Blumenfreund".

Abschließend etwas Erfreuliches: Meine ganz besondere Aufmerksamkeit galt von Anfang an einem Mehlbeerbäumchen (*Sorbus aria*), das mir bald nach dem Brand zum ersten Mal aufgefallen war. Es wuchs aus der Ritze eines schräg aus dem Boden stehenden Föhrenstumpfes und kam scheinbar ohne Humus zurecht. Jahr für Jahr suchte ich das Bäumchen auf, das zusehends erstarkte und allmählich zu einem prächtigen "Silberbaum" heranwuchs. Am schönsten ist er jeweils zur Osterzeit, wenn seine jungen ovalen Blätter noch gefaltet sind und ihre dicht weißfilzigen Unterseiten silbrig das Licht der Frühlingssonne reflektieren. In diesem Jahr ist der regelmäßig verzweigte Baum mit eiförmiger Krone bereits 3 m hoch. Er ist in meinen Augen ein echter "Wunderbaum", ist seine Existenz doch der beste Beweis für das wahrhaftige Wunder einer Auf-er-stehung des Lebens. Er wächst scheinbar ohne Erde auf und nützt ausschließlich das zu Humus zerfallende Substrat des gefällten Baumes. Noch einige Male erregt das Bäumchen meine Aufmerksamkeit: Wenn es im Mai seine ersten weißen Blütendolden entfaltet und zur Sommerzeit, wenn daraus die roten

Kugelfrüchte geworden sind. Die Zukunft dieses Mehlbeerbäumchens ist noch ungewiss. Der Wurzelstock mit dem etwa 1 m kurzen Stammstück liegt über dem Bodenniveau, was zum Überleben zwingend die Ausbildung von Stützwurzeln notwendig macht.

Fachliche Erkenntnisgewinnung

1. Die Spuren des 19 Jahre lang zurückliegenden Brandes sind praktisch verschwunden. Nur die Borke jener Föhren der Umgebung, die geringfügig dem flüchtig vorübereilenden Bodenfeuer ausgesetzt waren, sind noch geschwärzt.
2. Der gerodete Platz quillt über von jungen Föhren verschiedener Größe und unterschiedlichen Alters.
3. Die vereinzelt stehende Föhre am Rand der Brandstelle, als Samenspender für die Neubesiedlung gedacht, ist durch etliche Blitzschläge ausgebrannt und verkohlt.
4. Der Bewuchs durch krautige Pflanzen ist auf ein normales Maß zurückgegangen, ebenso ihre Wuchshöhe und Blühfreudigkeit.
5. Die 1- und 2-jährigen zugesiedelten Arten, z.B. Ruderal- und Segetalpflanzen, sind wieder gänzlich verschwunden.
6. Kleinsträucher und Laubgehölze haben sich je nach Maßgabe der Niederschläge und des von Jungföhren gemiedenen Bodens gut entwickelt.
7. Die Entwicklung eines Steppenhangwaldes ist nicht eingetreten. Alle durch Brand und Kahl-schlag entstandenen Bestandslücken wurden von der Schwarzföhre zurückerobert. Das Grün des prächtig dastehenden Jungwaldes lässt die Düsternis des einstigen Brandbodens vergessen.

Anmerkung: Auch der Jungwald ist wie jedes andere Waldstück für Spaziergänger und Wanderer stets zugänglich. Hauptsächlich sind es Pfade, die im Randbereich den Besucher an den Jungwald heranzuführen. Auf den breiteren Zufahrtsstraßen gilt das Fahrverbot (Autos, Motorräder und Fahrräder), an das man sich in der Regel hält. Natürlich legt das Aufsuchen des Waldes dem Besucher gewisse Pflichten auf. Verboten ist das Anzünden von Feuern und

ebenso das Rauchen. Das Betreten des geschlossenen Jungwaldes sollte jedenfalls unterbleiben. Jeder Erholungssuchende muss respektieren, dass der Waldbesitzer Störungen jeglicher Art nicht dulden muss und die Unversehrtheit seines Eigentums verlangen kann.

Schrifttum:

ELLENBERG, H. (1982): Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen, 989 Seiten, Ulmer Verlag, Stuttgart

FISCHER, M.A. (Hrsg) (1992): Exkursionsflora von Österreich, 1180 Seiten, Ulmer Verlag, Stuttgart

FISCHER, R. (1992): Blütenwunder als Folge eines Brandes im Schwarzföhrenforst, Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V., 57. Jg., München, S. 131-174.

MORGENTHAL, J. (1964): Die Nadelgehölze, 337 Seiten, G. Fischer Verlag, Stuttgart

SCHMIED, W.; CIBULKA, H. (1966): Im Pechwald, 88 Seiten, Edition Hentrich, Berlin

Anschrift des Verfassers:

Prof. Raimund Fischer, Oberstudienrat
Kühweg 6
A - 2753 Markt Piesting

Der Verein zum Schutz der Bergwelt bedankt sich bei Herrn Prof. Fischer für die großzügige finanzielle Unterstützung zur Drucklegung dieses Artikels mit seinen Farbbildern.



Abb. 1: Diese kahlen Flächen waren vor dem Brand dicht mit Schwarzföhren bestanden; auf den folgenden Bildern ist immer der gleiche Hang abgebildet, nur der fotografische Standpunkt ändert sich.



Abb. 2: Typisches Vegetationsbild des Schwarzföhrenwaldes "Auf dem Hart" bei Markt Piesting nahe bei Wiener Neustadt, NÖ. Die im Bild rechtsseitig in den Hintergrund führende Mulde geht auf einen Karrenweg zurück, der im Zeitalter schwerer Traktorensägen seine Bedeutung verloren hat. Das Anpechen der Stämme erfolgt nur mehr in Ausnahmefällen durch Liebhaberei älterer Waldbauern. Die Landschaft des "Pechwaldes" ist eine der reizvollsten Waldlandschaften Mitteleuropas. Erfüllt von Licht und Harzgeruch, von Kräutern und Sträuchern bestanden, hat sie für den Kenner das Flair mediterraner Gefilde.



Abb. 3: Der Graue Löwenzahn (*Leontodon incanus*) hat von der Hangfläche Besitz ergriffen (Aufnahme 6.6.1986).



Abb. 4: Das Nordische Labkraut (*Galium boreale*) zieht die angrenzenden ebenen Flächen vor, welche die Feuchtigkeit länger zurückhalten (Aufnahme 8.6.1989).



Abb. 5: Die jungen Föhren schicken sich an, den Platz wieder neu zu besiedeln (Aufnahme 29.9.1995).



Abb. 6: Junge Griechische Tanne im Raum zwischen den Stämmen der Altföhren und dem Jungwald; etwa 18-jährig (Aufnahme 15.3.2003).



Abb. 7: Die Jungföhren haben die gleichaltrige Griechische Tanne im Wachstum zurückgelassen (Aufnahme 15.3.2003).



Abb. 8: Sträucher der Felsenbirne (*Amelanchier ovalis*) sind markante Begleiter der Schwarzföhren (Aufnahme 20.4.1999).



Abb. 9: Das gegenwärtige Aussehen des Jungwaldes (Aufnahme 15.3.2003); entspricht dem Aufnahmestandpunkt von Abb. 1.



Abb. 10: Der Haarige Ginster (*Genista pilosa*), ein dem Boden anliegender Zwergstrauch, findet auch im Jungwald ein sonniges Plätzchen für sein Weiterkommen.



Abb. 11: Der Deutsche Backenklees (*Dorycnium germanicum*) beherrschte selbst noch im Jahr 1995 flächendeckend die ehemaligen Brandflächen (Aufnahme 30.6.1995).



Abb. 12: Die Bibernelblättrige Rose (*Rosa spinosissima*) ist ein Kolonie bildender Zwergstrauch aus der Verwandtschaft der Heckenrose, mit großen cremeweißen Blüten.



Abb. 13: Schon im März blüht die unscheinbare, kurzstängelige Erd-Segge (*Carex humilis*).



Abb. 14: Im Spätherbst verfärben sich die Grashalme rötlichbunt und verleihen dem Schwarzföhrenwald eine besondere Note (Aufnahme 20.11.1999).



Abb. 15: Der schiefrige Boden des Weißkiefernwaldes auf dem Kolberg bei Ternitz lässt die Entwicklung unzähliger blaugrüner Polster des Weißmooses zu (Aufnahme 10.7.1990), doch kommt es auch auf kieselsäurehäftigem Nadelsubstrat des Schwarzföhrenwaldes vor.



Abb. 16: Die Zyk lame oder das Alpenveilchen (*Cyclamen purpurascens*), ein pflanzliches Juwel, hier nur 8 cm hoch, auf festem und trockenem Boden des Schwarzföhrenwaldes (Aufnahme 31.8.2002).

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt](#)

Jahr/Year: 2004

Band/Volume: [68-69_2003-2004](#)

Autor(en)/Author(s): Fischer Raimund

Artikel/Article: [Ende eines Blütenwunders - Rückkehr des Föhrenwaldes 219-234](#)